

Dialekt als Diskursobjekt: Japanische Varietäten im Spiegel von Wissenschaft und Medien

Bernhard Seidl (Universität Wien)

„Dialekt ist, was jeder von uns jeden Tag spricht.“ Bis der Linguist Hirayama Teruo mit diesem Satz 1986 die Neubewertung der Dialekte als etwas Alltägliches, das jeden betrifft, auf den Punkt brachte, konnten die japanischen Varietäten auf gut 100 Jahre Debatte um ihr Wesen und ihren Status zurückblicken. In diesem Artikel möchte ich der Frage nachgehen, wie Dialekte in japanischen Medien und im akademischen Diskurs seit dem Entstehen des japanischen Nationalstaates thematisiert und konstruiert wurden, und möchte mich dabei auf die beiden ersten Diskursabschnitte konzentrieren, wobei der erste Abschnitt den nachfolgenden bedingt. Die dritte Hauptphase, in deren Zentrum der Begriff „Multilingualität“ im Sinne der Koexistenz mehrerer Sprachstile¹ steht, möchte ich als überwiegend sprachwissenschaftliche Thematik hier nicht behandeln.

Dialekt an sich ist sowohl in der Linguistik als auch im Bereich der (Sprach-) Politik ein Begriff, der nicht immer scharf umrissen ist. In diesem Artikel möchte ich mich der gebräuchlichsten Definition anschließen und „Dialekt“ im Sinne einer Varietät oder Teilmenge der japanischen Gesamtsprache verwenden. Ich gehe dabei also nicht von einer japanischen Sprache aus (etwa der „Hochsprache“), die in regional oder lokal gefärbten Variationen existiert, sondern umgekehrt von einem japanischen Dialektkontinuum, oder – wie es der Linguist Sanada Shinji bezeichnet – einem „Dialektbündel“, in dem alle Varietäten zusammengenommen die Gesamtheit der japanischen Sprache ergeben (Sanada 1991 : 14).

Schriftliche Erwähnungen von Ost- und Westsprache und Hinweise auf große Unterschiede zwischen den auf den japanischen Inseln gesprochenen Sprachen lassen sich bis in die Heian-Zeit zurückverfolgen. Ab der späteren Heian-Zeit stößt man auf den Ausdruck *hōgen*, das heute gebräuchliche Wort für Dialekt. Der Ausdruck wurde anfangs verwendet, um das von den Verfassern der Schriften als Idealsprache empfundene Kyōto-Japanisch

von allen anderen Sprechweisen abzugrenzen, die unter *hōgen* zusammengefasst wurden (Hirayama 1986:9–10). In der Edo-Zeit scheint den teils beträchtlichen sprachlichen Unterschieden zwischen den *kuni* dann schon genug Interesse entgegengebracht worden zu sein, dass der Buchtypus *hōgenshū*, also „Dialektsammlung“, aufkam. Dabei handelte es sich um kommentierte Listen von Wörtern und Redewendungen verschiedener Varietäten, meist in Form einer Gegenüberstellung (*taiyaku*) mit der in Edo oder Kyōto gesprochenen Sprache (Inoue 1983:10). Bis zum Aufkommen einer organisierten Sprachwissenschaft am Anfang der Meiji-Zeit spielte die Auseinandersetzung mit der Sprache auf schriftlicher Ebene allerdings in erster Linie zur Unterhaltung eine Rolle, wie eben in den *hōgenshū*, oder als komisches Kontrastelement in Werken wie dem *Ukiyoburo* (1809), in dem sich Personen aus Kansai und Kantō gegenseitig über die Eigenheiten der Sprache des jeweils Anderen lustig machen. Zeitlich fällt die Anfangszeit der japanischen Linguistik bzw. der Dialektologie somit in die Anfangszeit des japanischen Nationalstaates. Im Zuge der umfassenden Konstruktion einer nationalen Identität stand somit neben der Frage um die Herkunft der japanischen Sprachen auch sehr bald die Diskussion um die Sprache(n) dieses Nationalstaates im Vordergrund. Dies ist der Beginn der ersten öffentlichen Thematisierung von Dialekt.

Dialekt als Antagonist der Standard- sprache und Feind der nationalen Einheit

Bis zur Einführung des Präfekturensystems als ein Teil der Meiji-Reformen war Japan in *kuni* (*han*) unterteilt, die Domänen der *daimyō*, zwischen denen Verkehr bis zur Edo-Zeit im Allgemeinen nur reglementiert und kontrolliert ablief. So wurde auch die Bewahrung bzw. Verstärkung regionaler Varietäten begünstigt; noch heute werden insbesondere periphere Dialekte im Japanischen auch (etwas altertümlich) als *o-kuni kotoba* bezeichnet. In der Edo-Zeit

wurde das Straßennetz ausgebaut und Reisen (wenn auch auf mehr oder minder festgelegten Routen) wurde nicht zuletzt wegen der besseren öffentlichen Sicherheit zu einem regelrechten Massenphänomen (Chiavacci 2001:411–412).

Mit dem endgültigen Wegfallen der inneren Grenzen durch die politische und soziale Neuordnung und wohl auch den baldigen Auf- und Ausbau eines Schienennetzes war eine der ersten Forderungen an die junge japanische Sprachwissenschaft, einen Überblick über die Gesamtheit der japanischen Sprachen zu schaffen, sozusagen eine ganzheitliche linguistische Bestandsaufnahme des neuen Staates. Wie sollte schließlich die Kommunikation im Lande ablaufen, wie sollte eine einheitliche Verwaltung und Bildung realisiert werden, wenn man sich nicht einmal auf alltagsprachlicher Ebene überall reibungslos verständigen konnte? Nun kann man den somit rasch entstandenen Ruf nach einer Standardsprache unter diesem pragmatischen Aspekt einer gleichen kommunikativen Basis für Alle sehen, oder aber als Teil einer Ideologie, die im Zuge der nationalromantischen Konstruktion einer Gesamtidentität immer mehr danach trachtete, „den Japaner“ oder vielmehr die Bevölkerung (*kokumin*) idealtypisch zu formen. Tatsächlich wurde die zunächst noch unverfängliche Debatte um die Vereinheitlichung der Sprache innerhalb kürzester Zeit durch den ideologisch gefärbten Diskurs vereinnahmt, in dem der utilitaristische Aspekt in den Hintergrund rückte. Die Diskussion um Dialekte war somit von Anfang an eng mit der Diskussion um die Einführung und die Gestalt einer innerjapanischen Gemeinschaftssprache verbunden. Der Ausdruck *hyōjungo* als Übersetzung des Englischen *standard language* scheint 1890 von Okakura Yoshizaburō geprägt worden zu sein (Sanada 1991:91) und wurde bald synonym zu „Nationalsprache“ (*kokugo*) verwendet. *Kokugo* ist hier als Teil eines neuen Nationalgefühls zu sehen. Die gleichzeitig selbstzentrierte und in ihrem Bemühen, sich von der chinesischen Kultursphäre zu distanzieren und sich am Vorbild der „westlichen“ Nationalstaaten zu orientieren, aufgesetzt anmutende Ideologie von „eine Nation, ein Volk, eine Sprache“ äußert sich auch in den zahlreichen neuen Schlagwörtern in der Meiji-Zeit, die „Nation“ (*koku*: Land/Nation, hier also „Japan“) beinhalten, wie *kokugo*, *kokuji*, *kokka*, *kokumin*, *kokki*, *kokujin* und *gaikokujin* (Yasuda 2000:216).

In dem ab etwa 1890 dominierenden, ideologisch gefärbten Sprachdiskurs wurde *kokugo*, ebenso wie *hōgo* (Heimatsprache), immer häufiger exklusiv im Sinne einer japanischen Gesamtsprache verwen-

det, wo der Begriff anfangs noch die Hauptsprache einer beliebigen Nation bezeichnet hatte. Die damit auch bald entstehende Differenzierung zwischen *nihongo* und *kokugo* im Zuge der Kolonialisierungsbestrebungen sollte übrigens noch lange nach Ende des Zweiten Weltkrieges zu teils heftigen Diskussionen in Japan führen, die sich neben der Grundsatzdebatte um die für viele junge Wissenschaftler nicht zeitgemäße ideologische Konnotation von *kokugo* auch in praktischen Fragen äußerte: Ist etwa das Kokuritsu kokugo kenkyūjo auf Englisch nun das „National Language Research Institute“ oder das „National Institute for Japanese Language Research“ (vgl. Kyōgoku 1993:18)?

Der Ruf nach einer einheitlichen Nationalsprache ließ also nicht lange auf sich warten, und Miyake Yonekichi und Aoda Misa(w)o gehörten zu den ersten, die (wenn auch unter unterschiedlichen Gesichtspunkten) forderten, man müsse die japanischen Variationen besser erforschen, um dem nun nach innen grenzenlosen Land und seinem Volk die Möglichkeit zu geben, überall ohne Schwierigkeiten untereinander zu kommunizieren (Shimino 1991:213). Der Historiker Miyake schreibt 1884 in der Zeitschrift *Kana no shirube*², man müsse entweder altes (also Schrift-) Japanisch als Vorlage nehmen und alle Dialekte dieser Vorlage anpassen, ein passendes „modernes Japanisch“ (also eine gesprochene Varietät) als Standard bestimmen, oder eben forschen, welcher Dialekt die größte Verbreitung hat und diesen als Standard festlegen. Miyake räumt aber ein, dass alle drei Möglichkeiten schwierig seien, und kommt zum Schluss, es sei vielleicht das Beste abzuwarten, bis durch die neue Bewegungsfreiheit sich alle Sprachen so durchmischt hätten, dass eine Art natürlicher Standard aufkommt (vgl. Sanada 1991:73–74). Miyakes gemäßigte Position stellte allerdings schon bald die Ausnahme dar, und im Diskurs setzte sich eine Position durch, die als *hōgen kairyō-ron* bezeichnet wird, also wörtlich „Dialekt-Reformismus“, was interpretativ vielleicht besser als Dialekt-Korrekturismus zu übersetzen ist. Korrekturisten wie Aoda Misawo etwa in seinem programmatisch betitelten *Hōgen kairyō-ron* (1888) ließen häufig kein gutes Haar an Dialekten. Aoda stammte aus Hyōgo, war aber als Volksschullehrer in Fukushima tätig. Zwischen den Zeilen des *Hōgen kairyō-ron* kann man seine eigenen Erfahrungen und Frustration mit der dortigen Sprache lesen: „[Diese] Unvollkommenheit der Aussprache muss rasch berichtigt werden [...] den Dialekten eigene Sprechweisen müssen rasch ausgebessert werden“ (Aoda 1888:34).

Für Aoda sollte die Sprache die erste Priorität des Staates sein. Eine Reform sei deshalb nicht aufzuschieben; man wolle schließlich nicht, dass Ausländer mit Dialekten in Berührung kommen und denken, Japanisch wäre eine „unvollkommene (*fukanzen na*) Sprache“ (35). Quer durch das ganze Werk zieht sich die immer wiederkehrende Bewertung von Dialekt als unpraktisch, nutzlos und unvollständig, sowie die Forderung nach sofortigen bildungspolitischen Maßnahmen zur Korrektur von Aussprache, Wortschatz und Formulierung. *Fukanzen*, eine in diesem Zusammenhang nicht nur von Aoda häufig verwendete Wendung, ist ein Beispiel für die rasche sprachliche Konstruktion von Dialekt als etwas „Unvollständiges“. Dialekt ist somit im Gegensatz zur mit Attributen wie „modern“, „vollständig“, „einheitlich“ und „rein“ versehenen idealisierten Standardsprache implizit minderwertig und muss folglich im Interesse der Nation entweder berichtigt (zur Standardsprache) oder beseitigt werden.

Aoda sieht in direkter Opposition zu Miyakes versöhnlicherer Position auch keinen Grund, darauf zu warten, dass sich die Sprachsituation von alleine klärt, denn was im Weg steht, „[...] soll unter Einsatz von Kraft beseitigt werden“ (38). Aoda argumentiert neben der Präsentabilität nach außen hin³ auch damit, dass dann Politik, Erziehung und Handel erleichtert würden, was für die Etablierung eines starken Nationalstaates wichtig wäre (34–37). Wenn Aoda auch eine Korrektur nach dem Vorbild des Tōkyōter Japanischen fordert, ist zu diesem Zeitpunkt längst noch nicht klar, auf welcher konkreten Basis die Dialekte „ausgebessert“ werden sollten. Zwar wurden Vorschläge gemacht, aber von staatlicher, zentraler Seite war noch keine Entscheidung gefällt worden. Aoda als ein vehementer Befürworter einer restriktiven Sprachpolitik im Sinne des „größeren Guten“ mag einer der direktesten Korrekturisten seiner Zeit gewesen sein, gehörte aber wohl nicht zu den einflussreichsten. Die Logik, dass alle hochentwickelten Nationen über eine Standardsprache verfügen und es deshalb unabdingbar ist, dass Japan ebenfalls eine „reine, schöne Standardsprache“ habe, wurde etwa zur selben Zeit allerdings auch von Ueda Kazutoshi, einem wesentlich prominenteren Korrekturisten vehement vertreten. Ueda⁴, Professor an der Kaiserlichen Universität Tōkyō, und wie viele Intellektuelle seiner Zeit glühender Nationalist, prägte um die Jahrhundertwende den Diskurs um die Sprache (z. B. auch mit seinen Beiträgen zur Verwendung von *kana*) nicht zuletzt durch sein politisches Engagement bedeutend mit (Sanada 2000: 89).

Nach Shimino war es auch Ueda in seinem *Kokugo no tame* (1895), der als erster Dialekt und Standardsprache quasi dichotomisch definierte (Shimino 1991: 217). Ueda schreibt: „*Hyōjungo* entspricht dem Englischen *standard language* und dem Deutschen *Gemeinschaftssprache* [...] und hat im Gegensatz zu [...] lokalen Dialekten den Effekt, überall im ganzen Land von jedermann verstanden werden zu können“ (Ueda 1897: 51). Für Ueda ist *hyōjungo* „[...] ein Ideal [, das erreicht werden kann] indem ein Dialekt auf vielerlei Art bearbeitet wird, bis er alle anderen übertrifft, woraufhin er so eine starke Kraft entfaltet, dass ihm Vertrauen und Respekt zuteilwird und er bestimmend auf andere Dialekte einwirkt.“ (53–54).

Uedas Definition fand großen Zuspruch, oder er gab die vorherrschende Position am treffendsten wieder; in jedem Fall erwies sich seine Auffassung und Bewertung von *hyōjungo* im Gegensatz zu Dialekten als tonangebend für den Großteil des nachfolgenden Diskurses. Auch Ōtsuki Fumihiko (1847–1928), eine weitere zentrale Figur der japanischen Sprachwissenschaft der Meiji-Zeit, schreibt 1897, eine Standardsprache sei ein zentraler Faktor für eine nach innen vereinigte und nach außen starke Nation, und somit von größter Wichtigkeit (Shimino 1991: 17–18). Mit der Herausgabe des ersten Wörterbuches der modernen japanischen Sprache (*kokugo*), dem *Genkai* (1891) hatte er, neben dem praktischen Wert des Werkes, auch einen wichtigen symbolischen Beitrag geleistet; schließlich verfügten alle großen Nationen der Zeit (namentlich England, Frankreich, Deutschland) über eine standardisierte Nationalsprache, die in Wörterbüchern dokumentiert wurde.

Die Argumentation verlagerte sich so bis um die Jahrhundertwende weg von praktischen Argumenten, wie sie am Anfang des Diskurses noch aufgebracht worden waren, hin zu ideologischen Anbindungen an abstrakte Werte wie Nationalgefühl, Nationalstärke und Nationalseele. Die Vereinheitlichung der Sprache zu einer *kokugo* oder Nationalsprache wurde als notwendige Voraussetzung für die Existenz eines starken japanischen Nationalstaates konstruiert; folgerichtig hieß es auch „*kokugo ni kokumin seishi ga itaru*“: In seiner Sprache (*kokugo*) wohnt die Seele des Volkes (*kokumin*) (vgl. Yasuda 2000: 216). Hier wird auch der analoge Charakter von *kokumin* und *kokugo* deutlich: Die Existenz des Einen bedingt letztlich die des Anderen.

Es ist daher nicht verwunderlich, wenn Ueda Kazutoshi als einer der Federführenden des

Diskurses auch nicht davor zurückschreckte, *kokugo* nicht nur mit dem Wohlergehen der Nation, sondern auch dem *tennō* als Personifikation eben jenes Nationalstaates in Verbindung zu setzen. So steht auf der ersten Seite von Uedas *Kokugo no tame* folgender Leitspruch: *Kokugo wa ōshitsu no hanpei nari / kokugo wa kokumin no jibo nari* (*kokugo* ist das Bollwerk des Kaiserhauses / *kokugo* ist die liebende Mutter des Volkes [Ueda 1897: o. S.]).

Vereinzelt stößt man auf Versuche, *kokugo* und *hōgen* ganzheitlicher zu definieren, etwa in dem 1911 in Akita herausgegebenen *Akita-ken hōgen on'in oyobi kōgohō* (Phonetik und Umgangssprache des Dialektes der Provinz Akita): „Akita-Dialekt ist Nationalsprache, wenn man ihn von einem nationalen Standpunkt aus betrachtet, und ein Dialekt, wenn man ihn von einem gesellschaftlichen Standpunkt aus betrachtet; er ist die Sprache [*genko*, also nicht „Dialekt“, Anm.], die den Menschen in Akita als tägliche Umgangssprache dient“ (Ōyama u. a. 1911: 1). Damit wird natürlich nicht versucht, Akita-Dialekt als *die* Nationalsprache zu definieren, sondern über die Logik argumentiert, dass eine japanische Varietät mit großer Sprechergemeinschaft eine der Sprachen der Nation ist, und somit (Teil der) Nationalsprache. Solche inklusiven Positionen dürften allerdings zu diesem Zeitpunkt die Ausnahme gewesen sein und scheinen im größeren Diskurs wenig Spuren hinterlassen zu haben.

Das Essay „*Kokugo wa nanzo ya*“ (Was ist *kokugo*?) des Linguisten Yamada Yoshio von 1941 zeigt allerdings, dass die Definitionsproblematik von *kokugo* auch viele Jahre später noch nicht aus der Welt geschaffen war, sondern durch die Hervorhebung des „Japanertums“ in Abgrenzung zur Bevölkerung der Kolonien eher noch komplizierter geworden war. Yoshida argumentiert gegen eine inklusive Definition von *kokugo* auch mit den vielen Sprachen des Japanischen Reiches; so wären etwa Koreanisch oder Chinesisch wohl Sprachen der Bevölkerung (*kokumin*) des Japanischen Reiches, aber man könne sie dennoch nicht als *kokugo* bezeichnen. Für Yoshida ist *kokugo* die Sprache der *Japaner*, nicht der Bürger des Japanischen Reiches: „[*kokugo* ist]... die Sprache, welche dem japanischen Volk [hier *yamato minzoku* als Bezeichnung „ethnischer“ Japaner, Anm.] von alters her als Ausdruck ihrer Anschauungen und als zentrales Werkzeug des Verstehens dient, und auf deren Basis sie auch in Zukunft weiter voranstreben müssen“ (Yamada 1941: 5).

Die japanischen Varietäten wurde trotz der nie ganz ruhenden Diskussion um die Definition von

kokugo schon sehr früh im Diskurs einem ideologischen Druck ausgesetzt, der sie in ihrem Wesen als minderwertig und ihre Verwendung als sprachliche Devianz konstruierte. Dies ist auch in der medialen Berichterstattung zu sehen, in der ab den 1880er Jahren ebenfalls eine überwiegend korrekturistische Haltung transportiert wurde.

Die 1874 gegründete *Yomiuri shinbun* schreibt als erste Zeitung schon im Folgejahr über den „fürchterlichen (*hidoi*) Dialekt der Frauen in der Provinz Yamanashi“ (YS vom 19.11.1875), nur um kurz darauf in einem weiteren Artikel zu ergänzen „in Yamanashi ist der Dialekt nicht nur der Frauen schlimm“ (YS vom 30.11.1875). Bereits 1875, gerade einmal 7 Jahre nach dem Ende der *bakufu*-Regierung und lange vor der Festlegung einer Standardsprache und sogar dem Aufkommen des Begriffes der Standardsprache im öffentlichen Diskurs, wird Dialekt hier negativ konnotiert, und gefordert, die lokalen (Ausgaben der) Zeitungen müssten dazu beitragen, ihn „auszubessern“ (YS vom 19.11./20.12.1875).

In der *Yomiuri shinbun* werden auch wesentlich früher als in den anderen großen Zeitungen Leserbriefe zur Sprachthematik veröffentlicht, etwa 1876: „Mundart (*kuninamari*) führt zu Missverständnissen; selbst wenn man etwas Ernstes sagt, macht man sich [damit, Anm.] lächerlich.“ (YS vom 24.03.1876). Ähnliche Artikel finden sich in den nächsten Jahren immer wieder, etwa 1878 („Schwierig zu lesende Schriftzeichen sind nicht gut, aber Dialekt ist um nichts besser“) oder 1882 („Lachgeschichten aufgrund von durch Dialekt zustande gekommenen Missverständnissen“).

Auch die Aktivitäten der verschiedenen Forschungs- und Arbeitsausschüsse der Regierung, die sich unter anderem mit der Vereinheitlichung der Sprache und der Anpassung der Schriftsprache an die gesprochene Sprache (*genbun itchi*) beschäftigten, verfolgte die *Yomiuri shinbun* zwischen 1900 und 1910 aufmerksamer als etwa *Asahi shinbun* oder *Mainichi shinbun*, die sich mit Dialekt überwiegend erst nach der offiziellen Festlegung der Standardsprache auseinander setzten. Die relativ große Aufmerksamkeit, die die *Yomiuri shinbun* in der Meiji-Zeit dem Thema Sprachreform schenkte, mag mit ihrer Funktion als Publikationsplattform für viele Fortsetzungsromane, darunter auch von späteren Berühmtheiten wie Mori Ōgai oder Tsubouchi Shōyō, zu tun haben, in denen die Öffentlichkeit auf relativ breiter Basis (1877 hatte die YS bereits eine Auflagenstärke von 200.000 Stück) mit „modernem Japanisch“ konfrontiert wurde (Lange 1998: 66).

Bis zur Jahrhundertwende war allerdings weder für das Bildungssystem noch im allgemeinen Sprachgebrauch klar, was denn nun „richtiges“ Japanisch, also *hyōjungo*, in Bezug auf Schrift und gesprochene Sprache ist, und die Verwirrung um Vorschläge und Gegenvorschläge, aber fehlende Richtlinien brachte auch Kritik an der vermeintlichen Passivität des Staates in dieser Frage auf.

Von staatlicher Seite wurde somit vielleicht auch aufgrund des erhöhten öffentlichen Druckes 1902 vom Kultusministerium die Kokugo Chōsa Inkai (kurz Chōsa-kai; Ausschuss zur Untersuchung der Nationalsprache) berufen. Die Chōsa-kai diente wie andere, ähnliche Ausschüsse vor ihr bereits als Organ zum Sammeln von Daten, die der Regierung dabei helfen sollten, die Modernisierung des Schriftsystems und der gesprochenen Sprache durchzuführen. Sie hatte zu vier grundlegenden Gebieten zu forschen, die klar formuliert veröffentlicht wurden (vgl. Sanada 2000:88):

1. Schriftsystem: Möglichkeit einer onomatogramatischen Schrift [also Abschaffung der *kanji* und Einführung einer lautbasierten Schrift: *kana*, *rōmaji*, wie schon 1869 von Nanbu Yoshikazu vorgeschlagen, Anm.]
2. Durchführung einer Gleichschaltung von Schrift- und Umgangssprache (*genbun itchi*)
3. Daten zu Aussprache des Japanischen sowie zu
4. Dialekten, im Hinblick auf die Etablierung einer Standardsprache (*hyōjungo*)

Dieses Manifest der Chōsa-kai scheint auch das erste offizielle (der Öffentlichkeit vorgestellte) Dokument zu sein, in dem der Ausdruck *hyōjungo* verwendet wird. Wenn man bedenkt, dass der Ausdruck zu diesem Zeitpunkt schon seit über 10 Jahren im Diskurs in Verwendung war ohne dass von staatlicher Seite dazu Stellung genommen worden wäre, ist es nicht verwunderlich, dass der Regierung hier Passivität vorgeworfen wurde. Das Manifest ist auch das erste Dokument, in dem die Standardsprache quasi offiziell in eine dichotomische Beziehung zu Dialekten gesetzt wird, wie zuvor von Ueda Kazutoshi vorgeschlagen. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass Ueda ab 1898 im Kultusministerium als Berater und Vorstand der Abteilung für das Fachschulwesen tätig war und wie auch der bereits erwähnte Ōtsuki Fumihiko eine zentrale Position in der Chōsa-kai innehatte (vgl. Ono 2010). Der Kreis um Ueda bzw. später seine Schüler wie Hoshina Kōichi kann also zweifellos als ausschlaggebend für die Definition und Implementierung der Standardsprache sowie

die ideologische Richtung der Sprachpolitik der nächsten Jahre verstanden werden.

Als Favorit in der Diskussion um die konkrete Form der Standardsprache hatte sich seit geraumer Zeit die Tōkyōter Varietät (Tōkyō-go bzw. *Edo-ben*) durchsetzen können, nur war aber auch die Tōkyōter Varietät weder in sich homogen, noch klar definiert. Okane Hisatane etwa warnt im Jahr der Bekanntmachung der oben erwähnten Ziele in seinem Artikel „*Hyōjungo ni tsukite*“, die Schriftsprache an die gesprochene Sprache anzugleichen sei gut und schön, sich dabei an Tōkyō-go zu orientieren sei ja ebenfalls in Ordnung, aber man müsse präzisieren, von *welchem* Tōkyō-go man denn hier überhaupt spreche. Okano weist auf die teils starken Unterschiede innerhalb der Varietät bedingt durch Faktoren wie Alter, Geschlecht, Beruf und soziale Schicht hin und schlägt deshalb vor, die Umgangssprache männlicher Mittelschichtangehöriger als Basis zu nehmen, da sie „von den Tōkyōtern am ehesten durch alle Schichten verstanden wird“ (zit. nach Sanada 2000:94). Betrachtet man die Entstehungsgeschichte dieser „Mittelschichtssprache“ ist nachvollziehbar, warum man sich ein gutes Basisverständnis im ganzen Land erwartete.

Seit der Verlegung des Amtssitzes des *shōgun* und somit der politischen Macht nach Edo fanden sich hier *daimyō* und ihr Gefolge aus ganz Japan ein, die aufgrund der *sankin kōtai*-Regelung de facto ein ständiges Anwesen in der Hauptstadt führen mussten. Innerhalb relativ kurzer Zeit entstand so aus der quasi schriftzeichenbasierten, förmlichen Sprache der Samurai, die wohl als Verkehrssprache fungierte, eine durch umgangssprachliche Endungen und Partikel „aufgeweichte“ Umgangssprache, die sich bald in verschiedene Varianten aufspaltete (vgl. Sanada 2000:41,50). Es handelt sich bei *Edo-ben* (und in Verlängerung auch dem späteren Tōkyō-go) daher mehr um ein stark von Kantō-Varietäten beeinflusstes Kreol als einen historisch „gewachsenen“ Dialekt. Innerhalb der Chōsa-kai scheint Tōkyō-go denn auch von Anfang an die erste Wahl gewesen zu sein; offiziell festgehalten wurde dies allerdings erst mit der Veröffentlichung des *Kōgo-hō/Kōgo-hō bekki* (*Bestimmung der Umgangssprache/Ergänzungen zur Bestimmung der Umgangssprache*) der Chōsa-kai von 1916/17, nach dem nun geschriebenes Japanisch endgültig dem standardisierten gesprochenen Japanisch angeglichen werden sollte, was allerdings in Regierungsdokumenten und Verwaltungsschreiben bis nach dem Krieg nicht der Fall war (Sanada 1991:89).

Somit schien die Debatte beendet, und die Regierung bemühte sich, die Richtlinien im Bildungssektor umzusetzen, wie sich auch Literatur und Medien der standardisierten Sprache bedienten. Bald zeigte sich hier allerdings ein neues Problem: Zwar hatte sich die Chōsa-kai dezidiert die weitgehende Übereinstimmung von Umgangs- und Schrift(standard-)sprache auf Basis der tatsächlich gesprochenen Sprache zum Ziel gesetzt, die letztlich veröffentlichten Richtlinien aber beinhalteten keine Regeln für die tatsächliche Anwendung, also etwa Intonation und Aussprache.

Insbesondere unter dem Aspekt des Sprachunterrichtes in den japanischen Kolonien Taiwan, Korea oder Manchūkō kritisierten ab etwa 1930 *kokugo*-Theoretiker wie Ishiguro Osamu oder Hoshina Kōichi diese Versäumnisse, als die Problematik offensichtlich geworden war. Für sie stellte die Sprache schließlich auch das „sicherste Werkzeug und effektivste zur Assimilierung“ dar, wie Hoshina auch am Beispiel des Pan-Germanismus und Pan-Slawismus illustrierte (Hoshina 1938:50, 173 ff.). Nicht nur mit Blick auf die Kolonien allerdings, sondern auch im Hinblick auf viele Japaner, die noch „in starker Mundart sprechen“ (Ishino 1930:6) wurden die zu allgemeinen oder fehlenden Richtlinien in vielen Bereichen als eines der grundlegenden Probleme der Nationalsprache bezeichnet, da deshalb ja auch schwierig sei zu bestimmen, was denn nun überhaupt eine korrekte Aussprache und Intonation ist, und „wenn man die Dialekte nicht vereinheitlicht, schädigt dies die gesunde Entwicklung eines natürlichen Volksgeistes, und stört die Harmonie [des Volkes, Anm.]“ (Hoshina 1938:83).

Trotz solcher Kritik, die sich bis in die 1940er Jahre (streng genommen bis in die jüngste Vergangenheit, vgl. Ogoshi 1991) fortsetzte, gab es nun mit *kokugo/hyōjungo* ein theoretisches Idealkonstrukt und damit einen künstlichen Vergleichsmaßstab für alle in Japan gesprochenen Varietäten. Somit war auch das Potential für Grundsatzdiskussionen verschwunden. Einerseits war nun die Standardsprache konkret geworden und nicht mehr wegdiskutierbare Realität, andererseits war das innerpolitische Klima ab etwa der Jahrhundertwende immer weniger diskussionsfreundlich geworden, wie sich auch Yanagita Kunio später erinnerte, der selbst am intellektuellen Diskurs um Hochsprache und Dialekt beteiligt war. Er bezeichnete das repressive Diskussionsklima rückblickend als „typisch für den Zeitgeist“ (Shimino 1991:215).

Ab den 1930er Jahren erhielt auch das Schulfach *kokugo*, das 1900 eingeführt worden war, eine immer stärkere ideologische Komponente; ab 1941 wurde der Unterricht schließlich in *kokumin-ka kokugo* (Volks- und Spracherziehung) umbenannt, und im Leitfaden für die Lehrziele klargestellt, wozu der Unterricht nun dienen sollte: Erstens der „Näherung des Volksgeistes“, und zweitens der Betonung der „Klarheit, Korrektheit und des respektvollen und liebevollen Umganges mit der Nationalsprache (*kokugo*)“, wobei aus den Begleitschriften hervorgeht, dass mit der „Klarheit“ das Verschwinden von Dialekt und „schlechter Aussprache“ (Akzent) gemeint war, was dann das „korrekte“ Japanisch ergibt, das man respekt- und liebevoll behandeln soll (zit. nach Shimino 1991:221–222). Dies wurde damit begründet, dass die Gleichmachung der Umgangssprache gleichbedeutend mit der Homogenisierung (*tōitsu-ka*) des japanischen Volkes sei, was ja als Ideal einen wichtigen Bestandteil der völkisch-nationalistischen Ideologie darstellte.

Wenn etwa Lehrer oder Schüler in der Schule ihre lokale Varietät und nicht *hyōjungo* sprachen, mussten sie mit disziplinarischen Konsequenzen rechnen. Vor allem in der Präfektur Okinawa sah man sich mit einer Tradition von über 400 Jahren *Shuri-go* als Amts- und Handelssprache konfrontiert, und die sprachliche Umerziehungs- bzw. Assimilationspolitik war entsprechend streng. Schülern, die dabei ertappt wurden, wie sie beispielsweise in der Schule ihre Muttersprache und nicht *hyōjungo* sprachen, wurden „Schandzettel“ (*hōgenfuda*; „Dialekt-Schild“) umgehängt, die sie tragen mussten, bis sie ihrerseits einen „Dialekt-sprecher“ denunzierten.

Natürlich stießen solche harschen Methoden auch auf Kritik und scheinen auch in Ryūkyū bis zum Ende des Krieges eher die Ausnahme als die Regel geworden zu sein (Ozaki 1991:40).⁵ Yanagi Muneyoshi etwa, der Gründer der Mingei-Bewegung, der ab 1900 dutzende Artikel in sowohl *Asahi shinbun* als auch *Yomiuri shinbun* veröffentlichte, war über die Praxis der *hōgenfuda* in Ryūkyū so empört, dass er ein überaus kritisches Essay schrieb, in dem er die Methode stark verurteilte und sogar dazu aufrief, „die Dialektkultur zu schützen“, also eigentlich auf Konfrontationskurs mit dem sprachpolitischen Kurs der Regierung ging.

Yanagis Aufbegehren fand auch ein mediales Echo (YS vom 15.09.1940), obwohl er natürlich weder die Sinnhaftigkeit noch die Institution der *hyōjungo* im Sinne einer gemeinsamen Sprache der Japaner in Frage stellte. Sehr wohl warf er allerdings

die Frage auf, ob es bei der Vermittlung notwendig bzw. sinnvoll sei, mit „Zwang“ vorzugehen, wobei er sich insbesondere auf Okinawa bezog (AS vom 06.01.1940). Aus der Antwort Yanagis auf einen kritischen Leserbrief in der *Asahi shinbun* kann man herauslesen, dass Ryūkyū – sowohl historisch als auch sprachlich ja ein Sonderfall innerhalb des jungen Nationalstaates – von vielen Japanern sowohl in Bezug auf Kultur als auch Sprache als eher chinesisch denn japanisch betrachtet wurde; eine Anschauung, die vielleicht mit erklärt, warum offenbar so harte Maßnahmen bei der sprachlichen und damit verbundenen ideologischen Umerziehung ergriffen wurden. Yanagi lehnte dies hingegen entschieden ab: Man könne das der japanischen Sprachsphäre zugehörige Okinawa nicht mit China vergleichen.

Yanagis Eintreten für die Bewahrung der lokalen Sprachkultur und sein Infragestellen der Sprachpolitik mag vielleicht nur aufgrund seiner exponierten Position keine unmittelbaren Folgen für ihn gehabt haben⁶; trotz allem scheint es sich selbst in einem allgemein diskussionsfeindlichen Klima, wie Yanagita ja anmerkt, aber um keine Thematik gehandelt zu haben, zu der keine freie Meinungsäußerung möglich gewesen oder zu der die zu diesem Zeitpunkt an sich schon sehr restriktive Zensurbehörde eingegriffen hätte (vgl. Nakashima u. a. 1963:4–6).

In der Sekundärliteratur stößt man zwar immer wieder auf Hinweise, dass *hōgenfuda* auch in Kyūshū und Tōhoku verwendet wurden, allerdings sind mir diesbezüglich keine Zitationen in zeitgenössischen Quellen oder Aussagen von Zeitzeugen bekannt. Wenn solche Maßnahmen auch in anderen Regionen üblich gewesen wären, hätte sich Yanagi zudem auch kaum wie folgt zu *hōgenfuda* geäußert: „Also meine Frage an die Schulbehörde der Präfektur [Okinawa, Anm.]: Warum muss die Verbreitung der Standardsprache in der Präfektur Okinawa in einer Art und Weise erfolgen, wie sie in keiner anderen Präfektur üblich ist?“ (zit. nach Tsurumi 1976:217).

In den Zeitungen wurde, wenn es um Dialekt ging, neben Ryūkyū insbesondere die Region Tōhoku thematisiert. Selbst bevor die Standardsprache offiziell definiert und in die Curricula aufgenommen worden war, wurde etwa 1901 bereits von einem „Neuen Plan zur Korrektur des *zūzū-ben*“ berichtet, denn „Zwar scheint es, als ob die fürchterlich anzuhörenden Dialekte mit zunehmendem Verkehr langsam besser würden [...] aber wenn zum Beispiel Abgeordnete aus Akita in ihren Reden

eifrig Dinge wie ‚*meezu nizuusutsu nen* [...]‘ von sich geben, versteht man überhaupt nicht, was sie meinen. Auf Nachfrage wurde dann klar, dass dies ‚*meiji nijūshichi nen* [...]‘ hätte heißen sollen.“ (YS vom 14.10.1901). Demgegenüber ist in den Tōkyō-zentrierten Medien zu keinem Zeitpunkt eine ähnliche Kritik an beispielsweise den Kyūshū- oder Kansai-Varietäten zu finden. Der Grund dafür könnte in der geographischen Repräsentation der politischen, wirtschaftlichen und militärischen Macht in der Meiji- und Taishō-Periode liegen. Tōkyō zunächst war als Hauptstadt das politische und bald intellektuelle Zentrum des Landes; die Region Kantō einerseits sprachlich nicht so weit entfernt und andererseits von der raschen Industrialisierung sicherlich stärker betroffen als das infrastrukturell kaum erschlossene, abgelegene Tōhoku. Die Region Kansai stellte als wirtschaftliches Zentrum (Kōbe, Ōsaka), aber auch durch die Assoziation mit dem traditionellen kulturellen Zentrum (Kyōto) ebenfalls völlig andere Voraussetzungen dar.

Mit Kyūshū mag es sich zumindest teilweise ähnlich verhalten haben. Satsuma (Präfektur Kagoshima) und Chōshū (Präfektur Yamaguchi, sprachlich eine Mischform von Kansai- und Kyūshū-Dialekten) waren die treibende Kraft hinter der Meiji-Restauration, waren maßgeblich am Aufbau der kaiserlichen Armee beteiligt, und die meisten Offiziere und viele hohe Politiker der Meiji-Zeit kamen aus diesen Regionen. Neben vielen Offizieren bestand auch der Kern der Armee noch bis nach Ende der Meiji-Periode aus Männern aus diesen Regionen, und man kann annehmen, dass Chōshū-Dialekt sich somit als sprachliches Merkmal der kaiserlichen Armee lange hielt (vgl. Lone 2000:12). Später kam dazu auch noch die Rolle Kagoshimas⁷ als eines der zentralen Seeportale zu den Kolonien.

Wenn also „Dialekt“ über eine Region definiert werden sollte, blieb nicht mehr allzu viel Auswahl: Das kulturell als „anders“ empfundene Ryūkyū mit seinen von den Dialekten der Hauptinseln weit entfernten Sprachen und die wirtschaftlich, bildungstechnisch und infrastrukturell schlecht erschlossene, aber von Tōkyō gar nicht so weit entfernte „Bauern“-Region Tōhoku waren wohl naheliegende Ziele.

In den Zeitungen zeigt sich insgesamt für den Zeitraum von etwa 1890 bis 1945 ein seltsamer Spagat zwischen Interesse an Dialekt, Kritik im Sinne der Sprachideologie und Verwertung als Lachstoff, oder aber eine Kombination aus Allem. Immer wieder finden sich in den Zeitungsartikeln unterhaltsame Episoden über die „Andersheit“ eines Dialektes, was anhand von Wortvergleichen

dargestellt wird, und somit gar nicht so weit weg von den *hōgenshū* der Edo-Zeit ist. Dann wieder wird über Begebenheiten berichtet, wo angeblich Missverständnisse und Zwist aufgrund von Dialekt auftraten, was wieder mehr der Ideologie vom Dialekt als Feind der Nationalsprache (und damit der inneren Einheit und Stärke) entspricht.

ähnlicher Artikel, die im Tonfall von eher harmloser Belustigung über Kritik an Unverständlichkeit und Rückständigkeit insbesondere der Tōhoku-Dialekte bis hin zu Spottartikeln reichen, ursächlich mit Dialekt in der Diskussion um Hochsprache zusammenhängen, oder eher im Sinne der oben erwähnten Tradition der Darstellung von Dialekten als etwas Anderes, Belustigendes zu sehen sind.

Ab etwa 1930 (bzw. 1929 bei der *Asahi shinbun*) finden sich auch öfters Anzeigen von oder kurze Meldungen zu *hōgen* (oder *namari*, *inaka namari*) *kenkyū* (Dialekt [Er-]Forschung), und durchaus nicht immer in offensichtlich akademischem Zusammenhang. So gibt es immer wieder Bekanntmachungen, Einladungen oder Aufforderungen zur Teilnahme an „(*hōgen/namari*) *kenkyū-kai*“, also „Versammlungen (zur Dialektforschung)“, was sich aber tatsächlich hinter diesen Versammlungen und Gesellschaften verbarg, ist oft nicht leicht zu sagen. In Anbetracht der sprachpolitischen und didaktischen Maßnahmen seitens der Regierung scheint es mir unwahrscheinlich, dass in den größten Tageszeitungen gleichzeitig aufgefordert wurde, man möge sich doch an der „Erforschung der Dialekte“ beteiligen, während quasi die Parole ausgegeben wurde, Dialekte seien der Feind der Nationalsprache und gehörten ausgebessert. Wahrscheinlicher scheint mir die Möglichkeit, dass es sich bei vielen dieser Zusammenkünfte um Schulungen für Erwachsene handelte, die ihnen helfen sollten, dialektale Sprechweisen zu erkennen und durch „richtiges“ Japanisch zu ersetzen, so wie ich es explizit allerdings nur in einer Ankündigung von 1929 gefunden habe, wo es im Titel heißt: „Versammlung zur Erforschung ländlicher Sprechweisen“ und im Text klar gestellt wird: „Korrektes *kokugo* soll man korrekt aussprechen können. (...) [veranstaltet durch] eine Organisation junger *kokugo*-Sprachforscher (...) werden am Nachmittag des 8. April an der Kaiserlichen Universität ländliche Dialekte betrachtet.“ (AS vom 04.08.1929).

Abbildung 1 zeigt einen Artikel in der *Yomiuri shinbun* vom 12. Juli 1931 mit der Schlagzeile „Verwechslung von ‚*chi*‘ und ‚*tsu*‘: Da wird der Herr Ressortleiter blass!“. Der Artikel erzählt, dass der neu beförderte Ressortleiter (in der Karikatur im Fauteuil mit dem Fragezeichen über dem Kopf sitzend dargestellt) aus Akita ein Telegramm⁸ erhält, dessen Inhalt ihn überrascht: „*Chichi shinde go-eiten wo shiku su*“, was, wie später aufgeklärt wird, eigentlich heissen sollte „*tsutsushinde go-eiten wo shiku su*“, also in etwa „Ich erlaube mir, Ihnen zur Beförderung zu gratulieren“. Da aber im Telegramm */tsu/* mit */chi/* wiedergegeben wurde, lautete der Text übersetzt in etwa „Der Papa ist tot, herzliche Glückwünsche“. Der Autor des Artikel resümiert: „Dadurch, dass man im Dialekt von Akita */chi/* als */tsu/* ausspricht, ist so ein Unsinn zustande gekommen“. In der Karikatur sehen wir neben dem verwirrten Ressortleiter einen in sich hineingrinsenden Unterling stehen, der laut Artikel das Missverständnis aufgeklärt hat. Dabei ist schwierig zu sagen, ob dieser und eine Anzahl

Bemerkenswert scheint mir in diesem Zusammenhang auch, dass bis in die 1940er Jahre hinein regelmäßig von der Notwendigkeit geschrieben wurde, Dialekte zu vereinheitlichen und durch die Hochsprache zu ersetzen, obwohl dies zu jenem Zeitpunkt eigentlich ja schon indiskutable Realität hätte sein müssen. Vielleicht ist dies auch als Hinweis auf die Schwierigkeiten bei der tatsächlichen Umsetzung der Sprachpolitik und den Widerwillen der Bevölkerung gegen die sprachliche Bevormundung zu verstehen. Der Kommentar der

Asahi shinbun vom 12.07.1935 klingt dann auch ein wenig desillusioniert: „Gleich wie weitgehend und entschlossen die Verbreitung der Standardsprache voran getrieben wird, es scheint unwahrscheinlich, dass die Dialekte so einfach verschwinden werden. Selbst in Großstädten wie Ōsaka scheint Dialekt nicht an Kraft zu verlieren.“

Bis in die 1940er Jahre berichten Zeitungsartikel etwa auch von Radio-Schulprogrammen, die in Ōsaka-*ben* ausgestrahlt werden – natürlich kritisch – und werden Mütter anhand von Beispielen dazu angehalten, ihren Kindern häufige Dialekt-Sprachweisen auszubessern, worin zahlreiche Tōkyō-*go*-Wörter und Wendungen ebenfalls enthalten sind. So wurden selbst die Tōkyōter, die dazu neigten, ihre eigene Sprache als Standardsprache zu betrachten, dazu aufgefordert, in *hyōjungo* und nicht im *Edo-namari* zu sprechen (vgl. AS vom 16.10.1940).

Dazu erschien ab 19. Juni 1941 in der *Yomiuri shinbun* auch eine zehnteilige Serie in Form einer Gegenüberstellung von Dialekt und der standard-sprachlichen Entsprechung. Hier findet sich etwa das „richtige“ *miemashita* und das „falsche“ *mee-mashita*, wie es heute noch typischer Yamanote-Dialekt ist, aber beispielsweise auch *ja* statt *dewa*, was heute Standardjapanisch ist.

Der Auflistung von Dialekt und Hochsprache geht die Anmerkung voran „das Obere ist der korrekte Ausdruck“, was – wie die Existenz der Serie an sich – ein weiterer Hinweis darauf sein mag, dass *hyōjungo* auch in den 1940er Jahren und nicht einmal in Tōkyō im Alltag so verbreitet war, wie es von den Sprachideologen gefordert wurde. Im alltäglichen Leben der Menschen in den Provinzen wird *hyōjungo* wohl in erster Linie nur im Zusammenhang mit Schule bzw. (Aus-)Bildung eine Rolle gespielt haben; außerhalb von Schule oder Universität bzw. solange man in seiner gewohnten sprachlichen Umgebung blieb und nicht etwa in die Armee eingezogen wurde oder in den industriellen Zentren Arbeit suchte hatte die Politik der sprachlichen Vereinheitlichung wohl nur wenig Auswirkung auf den tatsächlichen sprachlichen Alltag.

Aus- bzw. Nachwirkungen zeigten sich erst in der Nachkriegszeit, wenn auch nicht im Verschwinden der Dialekte: Man kann sicherlich sagen, dass die Maßnahmen der japanischen Regierung in Bezug auf Dialekte von etwa 1910 bis 1945 nachhaltige Wunden hinterließen. Dies äußerte sich in der Geringschätzung von all dem, was als „Dialekt“ wahrgenommen wurde, vor allem durch die tonangebende Bourgeoisie des wirtschaftlichen, medi-

alen, politischen und kulturellen „Wasserkopfes“ Tōkyō, aber auch in der Scham der jungen Leute, die nach dem Zweiten Weltkrieg zum Arbeiten in die Städte kamen. Sie stellten eine Generation dar, die einerseits mit dem Anspruch von *hyōjungo* als „richtiges“ Japanisch aufgewachsen war, die außerhalb der Schule aber kaum jemals Standardjapanisch zu hören bekommen hatte, und die kaum in der Lage war, ohne starke lokale Färbung zu sprechen.

Der „Dialekt-Komplex“ der Nachkriegszeit

Die zweite Diskursphase beginnt bald nach Japans Niederlage im Zweiten Weltkrieg. Die damit einhergehende Demokratisierung und Umstrukturierung durch die amerikanische Besatzungsmacht brachte auch eine neue Machtverteilung mit sich, und die lokalen Verwaltungen bekamen mehr Möglichkeiten der Selbstbestimmung. Darüber hinaus war die Besatzungsmacht natürlich daran interessiert, den über Jahrzehnte hinweg auch in der Schulbildung vermittelten völkischen Nationalismus zu eliminieren. Bis sich all dies allerdings auch in einem gesteigerten Selbstbewusstsein der Peripherie und einer positiven Neubewertung der lokalen Kultur äußerte, sollten noch einige Jahrzehnte vergehen.

Zunächst wurde die Situation eher schlimmer, als in einer Periode der neuen Möglichkeiten, der innerjapanischen Bewegung und damit Kommunikation auf einen Schlag eine große Anzahl von Menschen damit konfrontiert wurde, nicht verstanden zu werden bzw. Mitmenschen nicht gut zu verstehen (Katō 1983:29). Die Zuwanderung in die städtischen Regionen, insbesondere das wirtschaftliche und industrielle Zentrum rund um die Bucht von Tōkyō (Tōkyō–Kawasaki–Yokohama–Yokosuka) verstärkte sich in kürzester Zeit, und die Bevölkerung des Großraumes Tōkyō stieg bis Anfang der 1950er Jahre sprunghaft auf einen neuen historischen Höchststand, nachdem sie ab 1930 extrem angestiegen und dann in den letzten Kriegsjahren nahezu ebenso stark abgefallen war.

Nach dem Krieg waren es die nun weniger reglementierten und zensierten Massenmedien, die scheinbar in Rekordzeit bewerkstelligten, was Jahrzehnte von *kokugo*-Politik nicht erreicht hatten, insbesondere aber Radio und bald auch Fernsehen. Ab den 1960er Jahren wurden besorgte Stimmen laut, die ein baldiges Verschwinden der lokalen Varietäten bzw. ein Dialektsterben vorher-sagten, da die Jugend nun mit Fernsehen, Radio, Zeitschriften, Comics aufwuchs, Standardjapanisch also in zuvor nicht dagewesener Weise auf sie ein-

wirkte.⁹ Fernsehausstrahlung in Japan begann 1953; sechs Jahre später lag die Verbreitungsrate von Fernsehgeräten schon bei 20% und stieg von da steil an. Bis zur Olympiade in Tōkyō 1964 lag die Verbreitung bei 90% (Fujitake 1982: 146).

In den ersten zwei Jahrzehnten nach Ende des Krieges sah die Situation allerdings anders aus, und nicht etwa ein Dialektsterben, sondern der „Dialekt-Komplex“ wurde zum neuen medialen Hauptfokus in Bezug auf Dialekt. Die junge Generation der Mittelschulabsolventen, die nun in großen Mengen besonders aus Nordostjapan (Tōhoku) und auch Kyūshū in den Großraum Kantō auf Arbeitssuche kamen, waren in einem Umfeld aufgewachsen, in dem sie weniger Standardjapanisch gelernt hatten, sondern eher eine Abneigung gegen ihre eigene Sprache entwickelt hatten (Sanada 1991: 106). Zudem war aufgrund der oben angesprochenen konzeptionellen Schwächen die Vermittlung der Standardsprache in den ländlichen Regionen trotz Radio und zumindest teilweise harten Maßnahmen nicht sehr erfolgreich gewesen, und war zu einem großen Teil daran gescheitert, tatsächliche Sprechfertigkeit zu vermitteln (Ozaki 1991: 40).

Nach Kriegsende änderte sich allerdings auch der Status der Standardsprache, und die völkisch-nationalistische Komponente, die *hyōjungo* mit *kokugo* gleichsetzte, verschwand nun (bzw. rückte für viele Jahre in den Hintergrund). Für das Kultusministerium blieb die Standardsprache natürlich diejenige Form, die laut Lehrplänen überall in Japan Prävalenz behalten sollte (Gottlieb 2005: 10), aber im Diskurs wurde der mit viel Ballast behaftete Begriff *hyōjungo* bald von dem unverfänglicheren *kyōtsūgo* (Gemeinschaftssprache) abgelöst.

In den Schulbüchern hieß die Sektion über Standard- und Lokalsprachen folgerichtig auch „*hōgen to kyōtsūgo*“, und auch in normaler Konversation wurde nun bevorzugt *kyōtsūgo* verwendet. Sanada weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass der Wechsel von „Standardsprache“ zu „Gemeinschaftssprache“ bedeutender ist, als es zunächst den Anschein haben mag. In *hyōjungo* sieht er ein *strukturelles* Konzept, das nicht variabel ist; Änderungen werden zentral und von oben im Sinne sprachpolitischer Maßnahmen implementiert. *Kyōtsūgo* hingegen bezeichnet er als *funktionelles* Konzept, das lokale Variationen zulässt, solange sie sich in einem Rahmen bewegen, der die Funktionalität des *kyōtsū*¹⁰ nicht wesentlich beeinträchtigt. Ob also beispielsweise die Negation von *tariru* (genug sein) nun *tarinai* oder *taranai* ist, ist für das gegenseitige Verständnis unerheblich, während

es im Rahmen einer dezidierten Standardsprache „falsch“ wäre (Sanada 2000: 112).

In den offiziellen vom Kultusministerium herausgegebenen Richtlinien für den Sprachunterricht wurde aber erst ab 1958 nicht mehr „Dialekt korrigieren und an die Standardsprache annähern“ explizit als eines der Lehrziele genannt. Die neue Formulierung unterschied sich dann dafür beträchtlich von der bisherigen Sprachpolitik: [Unterrichtsziele für das 5. Schuljahr] „Die Vermittlung von Schreibfähigkeit, die im ganzen Land verstanden wird“ und [Unterrichtsziele für das 6. Schuljahr] „Die Vermittlung der Fähigkeit, sich bei Bedarf so auszudrücken, dass man im ganzen Land verstanden wird“ (zit. nach Shimino 1991: 227).

Bis die mit diesen neuen Richtlinien und unter dem starken Einfluss der in Standardsprache gehaltenen Massenmedien aufgewachsene Generation allerdings in den Arbeitsmarkt eintrat, litten viele Angehörige der Generation, die ab den 1950er Jahren in Scharen in die urbanen Ballungszentren kamen, unter Komplexen bezüglich ihrer Sprache. Ozaki mutmaßt, dass das Stereotyp des mundfaulen (und damit implizit geistig langsamen) *tōhokujin* auf diesen Umstand bzw. diese Zeit zurückgeht (Ozaki 1991: 40–41). In einzelnen Fällen eskalierte der Frust und Druck sogar bis hin zu Mord oder Selbstmord. Dieser „*hōgen konpurekkusu*“¹¹, der nun in der Folgezeit zum neuen Thema wurde, ist zwar als Begriff eine Prägung der Nachkriegszeit¹² und wurde erst nach Kriegsende ein Thema, muss aber als Phänomen schon viel länger existiert haben.

Ein Zeitungsartikel von 1935 etwa berichtet über eine junge Frau, die aus Yamagata (Tōhoku) nach Tōkyō geheiratet hatte, aber laut Artikel „ihren *zūzū-ben* nicht mehr aushielt“ und nach einem knappen Jahr Selbstmord verübte. Der Titel des Artikels ist dementsprechend auch „Braut verübt Selbstmord – aus Scham für ihren Dialekt“. Dabei finde ich bemerkenswert, dass in dem mittellangen Artikel kein Wort darüber verloren wird, ob die junge Frau etwa Spott oder Beleidigung (heute würde man es vermutlich als „Mobbing“ bezeichnen) durch die Nachbarn oder sogar ihres Mannes oder der Familie ihres Mannes ausgesetzt war, es wird also kein Interesse daran geäußert, welche Umstände zu der offensichtlichen Verzweiflungstat geführt hatten, noch Kritik an ihnen geübt (YS vom 12.08.1935). Hätte die junge Frau ihren Selbstmordversuch überlebt, hätte sie noch fast 20 Jahre warten müssen, bis die Thematik schließlich als *Problematik* verstanden und aufgegriffen wurde: Ein Artikel der *Asahi*

shinbun von 1957 titelt „*Tōyōjin, hōgen o warau na*“ (Tōkyōter, lacht nicht über Dialekte!), und schildert, wie hart es für junge Leute in Tōkyō sein kann, wenn sie von den *edokko* aufgrund ihres Dialektes verlacht werden: „Einem schwachen Menschen kann da schon die Lust am Leben vergehen.“ (AS vom 28.05.1957).

Ab etwa diesem Zeitpunkt bzw. der Prägung des Begriffes ein Jahr später wurde dem „Dialekt-Komplex“ in den Medien wie auch der akademischen Welt zunehmend Aufmerksamkeit zuteil. Der von Shibata definierte *hōgen konpurekkusu* manifestiert sich natürlich nur im Vergleich eines Dialektes mit einer subjektiv als sozial oder kulturell hochwertiger empfundenen Sprache (eben der *hyōjungo*). Ist ein Dialektsprecher nicht in der Lage, adäquat zwischen seiner Muttersprache und der höher bewerteten Sprache umzuschalten, kann das in manchen Fällen bis zu einer Identitätsablehnung führen, wenn mit der als „minderwertig“ empfundenen Sprache auch als dazugehörig empfundene Werte, soziale oder kulturelle Praktiken abgelehnt werden. Die Existenz eines solchen „Komplexes“ gegenüber seiner Muttersprache und seiner lokalen Kultur ist also auch stark davon abhängig, ob ein Sprecher situationsbezogen frei zwischen den Sprachen wechseln kann (vgl. Kaga 1969:28).

Den Höhepunkt der Aufmerksamkeit, die dem Phänomen entgegengebracht wurde, kann man Ende der 1960er Jahre sehen. Wie oben erwähnt, kamen mit dem starken Wirtschaftswachstum eine große Zahl von Arbeitssuchenden in den Großraum Kantō, wodurch die bis dato vielleicht wohl vorhandene, aber eher vor sich hin schwelende Problematik vermutlich auch entsprechend in Frequenz und Umfang in kurzer Zeit zunahm. Bis 1965 stieg die Bevölkerung Tōkyōs von etwa 3 Millionen bei Kriegsende auf knapp 9 Millionen an, was gewiss auch ein erhöhtes Konfliktpotential zwischen den Ansässigen und den „Zugereisten“, wie man in Wien wohl sagen würde, mit sich brachte.

Neben der schieren Anzahl der Menschen, die so in einem relativ kurzen Zeitraum in der Hoffnung auf bessere Chancen nach Kantō kamen und auf teils massive Ablehnung der Tōkyōter gegenüber den als ungebildet, roh und schwer verständlich empfundenen Dialekten stießen, kamen in der Phase des „Dialekt-Komplexes“ meiner Meinung noch einige andere Faktoren hinzu. Zum einen gehörten nahezu alle, die in dieser Zeit aus Tōhoku oder anderen Regionen auf Arbeitssuche kamen, der Generation an, die in der Hoch-Zeit der nationalistischen Ein-Sprache-Politik zwischen 1930 und

1945 aufgewachsen war; selbst wenn die tatsächliche Umsetzung der Richtlinien sicherlich nicht bzw. nicht überall so gehandhabt worden war wie geplant, mochte sich die Dichotomie von der „korrekten“ und „reinen“ Standardsprache im Sinne der Nationalsprache und dem Dialekt als „falsch“ bzw. „schlecht“ im Unterbewusstsein vieler festgesetzt haben. Einen weiteren wichtigen Faktor stellten die Medien dar, in denen über diese „neue“ Dialektproblematik auch kritisch berichtet wurde bzw. durch deren Berichterstattung die Thematik als Problematik überhaupt erst wahrgenommen wurde.

So verkündet die *Yomiuri shinbun* 1966 wohl etwas optimistisch, dass „Dialekt nicht mehr als etwas ‚Schlechtes‘ gesehen wird“; der Titel des Artikels ist „Zuwanderer aus den Provinzen: Die Zeit, wo man wegen seinem Dialekt leiden musste, ist vorüber – Sprecht stolz [euren Dialekt, Anm.]!“ In dem Artikel kommen auch Tōkyōter „wie du und ich“ zu Wort, etwa ein Tōkyōter Postangestellter: „Ja früher, da gab’s Leute mit furchtbarem Dialekt, aber in letzter Zeit, wegen dem Fernsehen und der Schule, kommt einem da keiner mehr unter.“ (YS vom 15.03.1966).

Andererseits widmete die Zeitschrift *Gengo seikatsu* 1969, drei Jahre später also, der Thematik Tōhoku-ben und dem Dialekt-Komplex einen Schwerpunkt, der nicht den Eindruck vermittelt, das Problem sei erledigt. Darin wird auch deutlich, wie gerade die nordöstlichen Dialekte oft stellvertretend für Dialekt im Allgemeinen herangezogen werden.

Während also der Dialekt-Komplex in Medien auf durchaus nationalem Niveau im Sinne einer „japanischen“ Problematik thematisiert wurde, scheint es sich eigentlich um ein räumlich eingeschränktes Phänomen (Großraum Tōkyō) gehandelt zu haben, mit relativ wenigen Protagonisten (die Dialekte der umliegenden Provinzen und Tōhoku, je nach Quelle evtl. auch Kyūshū). Auch in der späteren Diskussion um den „Verfall der Sprache“ (*kotoba no midare*) bzw. Jugendsprache wird der Großraum Tōkyō meist kommentarlos als stellvertretend für ganz Japan herangezogen, was sich wohl nicht nur aus der Konzentration von politischer und wirtschaftlicher Macht erklärt; auch die extrem hohe Bevölkerungsdichte und die Tatsache, dass der Großteil aller überregionalen Ausstrahlungs- und Printmedien wie auch Verlagshäuser ihr Hauptquartier im Ballungsraum Tōkyō haben, tragen wohl zu dieser *pars pro toto*-Diskursführung bei.

In *Gengo seikatsu* kommen auch in einer Gruppendiskussion eine Reihe von Intellektuellen

und Künstlern zu Wort, die alle aus dem Nordosten Japans stammen. Sie berichten über ihre eigenen Erfahrungen und über die Situation der Dialekte in ihrer Einschätzung. Der Schriftsteller und Dichter Terayama Shūji, 1936 in Aomori geboren und Ende der 1960er Jahre bereits einer der bekannteren Vertreter der jungen Nachkriegsgeneration von Intellektuellen, fasst unter Zustimmung der anderen Beteiligten die generelle Situation Ende der 1960er Jahre für Muttersprachler aus dem Nordosten, die ihren Dialekt/Akzent in Tōkyō nicht verbergen können, wie folgt zusammen: „Man wird ausgelacht [...] wenn man nur den Mund aufmacht, sogar vom Taxifahrer“, und er fährt fort mit der (vermutlich scherzhaft geäußerten¹³) Vermutung: „Irgendwie scheinen die Leute aus Tōhoku unter einem kollektiven Minderwertigkeitskomplex zu leiden.“ (Ōgiya u. a. 1969: 3–4).

Die Ausstrahlungsmedien scheinen dem nicht unbedingt abträglich gewesen zu sein; wenngleich es zumindest seit den 1930er Jahren Radiodramen und Filme gab, in denen die Darsteller zwecks Authentizität teilweise im Dialekt sprachen (dessen Authentizität auch noch bis zu den TV-Dialekt-Dramen allerdings beträchtlich variierte, vgl. Ishino 1986: 322), beklagen sich die Diskussionsteilnehmer darüber, dass im Fernsehen insbesondere Tōhoku-*ben* als etwas Lachhaftes, Lustiges verkauft würde. Nun hat Tōhoku-*ben* für die Tōkyōter (bzw. die Tōkyōter Medien) eine lange Geschichte als Lieblings-Spottobjekt. In den Zeitungen finden sich seit 1875 de facto Schmähartikel, mal über einen speziellen Dialekt der Region, dann wieder über Tōhoku-Dialekte allgemein, die häufig mit dem heute als politisch unkorrekt geltenden Ausdruck *zūzū-ben* abqualifiziert wurden. Der Pädagoge Kokubun Ichitarō merkt an, dass ein großer Teil der *kokugo*-Didaktiker der Vorkriegszeit eigentlich aus Tōhoku kamen (Ōgiya u. a. 1969: 4). Ein Grund dafür, dass die nordöstlichen Dialekte von Anfang an besonders im Kreuzfeuer der Dialekt- und Sprachreformer standen, mag paradoxerweise auch hierin liegen.

Die Neubewertung der Dialekte und das Ende des Dialekt-Komplexes

Die Auflösung dieses Dialekt-Komplexes, die sich in den frühen 1970er Jahren abzeichnete, scheint mehrere Ursachen gehabt zu haben. Katō Masanobu spricht vom „Shinkansen-Zeitalter“ (*shinkansen jidai*), das herangebrochen war: Eine Welle der Technologisierung (als Beispiele nennt Katō den namensgebenden Shinkansen und das Fernsehen) ab

Anfang der 1960er Jahre, und vielleicht damit verbunden ein subjektiv empfundenes Verwischen der lokalen Grenzen in Japan, weckte nun auch die Sorge um das Verschwinden der lokalen Kultur und der Dialekte (Katō 1983: 29–30). Gut zehn Jahre später löst *hōgen būmu* (Dialekt-Boom) als neues (diesmal von den Massenmedien aufgebrachtes) Schlagwort *hōgen konpurekkusu* ab, aber die Neubewertung der Dialekt- und Lokalkultur wie sie schließlich auch in den Unterhaltungsmedien Niederschlag fand und von dort wiederum auf nationaler Ebene rückwirkte, scheint nicht nur von der Besorgnis um die Zukunft der Dialekte im Angesicht von Katōs *shinkansen jidai* getragen gewesen zu sein.

Weitere Faktoren könnte man im Ereignis-komplex von Ölchock, der Verlangsamung des Wirtschaftswachstums, der bis dato eher schwelenden, nun aber laut werdenden Kritik an der „westlichen materialistischen Zivilisation“ und der folgenden Rückbesinnung auf als Kontrast dazu empfundene „japanische Traditionen“ sehen (Katō 1983: 30; Ishino 1986: 316, 320).

Die Wiederentdeckung des „Landes“ als Ort der japanischen Seele bzw. japanischer Werte drückte sich neben einem inlantstouristischen Boom auch in einer Zunahme von Produktnamen mit Dialektelelementen, TV-Produktionen und Filmen, die zumindest teilweise in Dialekt gehalten waren, sowie medialen Schlagwörtern wie *minwa būmu*, *mingei būmu* und vor allem *urusato būmu* aus (Sanada 1991: 43; vgl. Hori 1977: 100). Sanada sieht den Hauptgrund für das Abklingen des Dialekt-Komplexes als Thematik und Phänomen vor allem darin, dass die jungen Männer und Frauen, die etwa ab 1970 nach Tōkyō oder in andere Großstädte kamen, die erste Generation darstellen, die mit dem Fernsehen aufgewachsen war (Sanada 1991: 41). Einen weiteren Grund kann man auch in der wirtschaftlichen Aufschließung der ländlicheren Regionen während der Zeit des Wirtschaftsbooms sehen, deren Folgen sich nun zeigten; etwa in einer Verringerung des Bildungs- und Einkommensgefälles von Zentrum zu Peripherie.

Von vielleicht sogar noch größerer Bedeutung für die Neubewertung der Dialekte scheint mir ab etwa Mitte der 1970er Jahre der Beitrag der Unterhaltungsmedien gewesen zu sein. *Hōgen dorama*, also „Dialekt-Dramen“, bzw. TV-Fortsetzungsromane, bei denen der Dialog zumindest teilweise in Dialekt gesprochen wurde, begannen ab Mitte der 1960er Jahre in Mode zu kommen (Sugimura 2003: 80). In Radio-Dramen war dies schon wesentlich früher üblich, wenn auch

meistens nur in einem wenig überzeugend dialektal eingefärbtem Standardjapanisch, das mit als typisch für Tōhoku-*ben* angesehenen Endungen wie *-be/-bē* oder Verschleifungen wie *omē* statt *omae* angereichert wurde (hierzu und *hōgen dorama* während des Krieges siehe Yasuda 2004). In TV-Dramen wurde diese Schwäche ab etwa 1970 erkannt, und es wurden muttersprachliche Dialekt-Coaches als fester Bestandteil der Produktionscrew hinzugezogen (Sugimura 2003:81).

1976 ist das NHK-Fernsehndrama *Kumo no jūtan* (Ein Teppich aus Wolken) in aller Munde, die Geschichte einer jungen Frau aus Akita, die versucht, ihr Glück in der Großstadt (sprich Tōkyō) zu machen. Dabei war ein Großteil des Dialoges der Hauptdarstellerin in (offenbar recht authentischem) Dialekt gesprochen, und bald schon berichtete die *Asahi shinbun* über einen Anstieg des allgemeinen Interesses für den Dialekt und die lokale Kultur Akitas im Zusammenhang mit *Kumo no jūtan*. Durch Dialekt-TV-Dramen wie *Kumo no jūtan* erhielten „Dialektsprecher“ somit Gesichter, mit denen sich die Masse der Zuseher im ganzen Land anfreunden und vielleicht auch identifizieren konnte. So fand „Dialekt“ vielleicht zum ersten Mal seinen Weg in die Stammtischgespräche, wo er bis dahin in erster Linie in den Massenmedien thematisiert bzw. problematisiert worden war (zu Dialekt als Gesprächsthema vgl. Ishino 1986:320). In einem mit „Mir is wurscht, ob I an Akzent hob“: Vom Verschwinden des Dialekt-Komplexes“ betitelten Artikel kommt Asari Kazuyo, die als Dialekt-Trainerin für die Hauptdarstellerin von *Kumo no jūtan* fungierte, in der *Asahi shinbun* ebenfalls zu Wort. Die nach eigener Aussage in „Akita-Stadt in der Präfektur Akita, beim Bahnhof geboren und aufgewachsen[e]“ Schauspielerin erzählt im Artikel, als sie um 1960 nach Tōkyō gekommen war, sei es für ein Jahr fast so gewesen, als ob sie sprachbehindert gewesen wäre; selbst in Konversationen mit Freunden wären ihr völlig alltägliche Wörter wie *watashi* manchmal einfach nicht über die Lippen gekommen (AS vom 24.05.1976).

Der *Kumo no jūtan*-Boom sorgte nicht zuletzt in Akita selbst für Freude, wie die zahlreichen Zeitungsartikel zeigen, die im Erstausstrahlungsjahr 1976 in der *Akita sakigake shinbun* erschienen und sich mit dem TV-Drama und seinen unmittelbaren (Zunahmeveron touristischen Anfragen aus ganz Japan) und projizierten (Akita-Boom) Folgen beschäftigten. Wo im März 1976 noch recht pragmatisch vom Beginn der Dreharbeiten in Akita berichtet wird (ASGS vom 14.03.1976), ist in einem

Artikel vier Monate später schon euphorisch vom „*Kumo no jūtan*-Boom“ (ASGS vom 16.07.1976), bald danach vom „Geheimnis des Erfolges von *Kumo no jūtan*“ (ASGS vom 17.08.1976) die Rede. Wenn auch der Trubel um *Kumo no jūtan* relativ bald wieder nachließ, scheint gerade dieser eine Fernsehroman als einer der ersten breit thematisierten Dialekt-Dramen eine wichtige Lanze gebrochen zu haben.

Auch in Filmen wie der beliebten *Otoko wa tsurai yo*-Serie wurde Dialekt verwendet, um Authentizität und „Wärme“ zu vermitteln, ein Attribut, das im Gegensatz zu der von Vielen als unpersönlich empfundenen Standardsprache bis heute häufig auf Dialekte angewendet wird (Shibata 2001:34–35). Sugimura sieht den Höhepunkt der Dialekt-Dramen in *Oshin* (1984), einem der erfolgreichsten TV-Fortsetzungsromane der letzten Jahrzehnte (Sugimura 2004:81). Spätestens ab diesem Zeitpunkt war der „Dialekt-Appeal“ ein fixer Bestandteil der TV-Filmlandschaft geworden. Dabei scheinen Tōhoku- und Kansai-Dialekte am häufigsten verwendet zu werden. Ein aktuelles Beispiel, in dem allerdings vereinfachter Tosa (Kōchi)-Dialekt verwendet wird, ist das NHK-Fortsetzungs-drama *Ryōma-den* (2010), das sich um Sakamoto Ryōma, den wohl berühmtesten Samurai der Endzeit der Edo-Periode, dreht.

Bis Mitte der 1980er Jahre hatte sich Dialekt in Unterhaltungsmedien so einen fixen Platz errungen. Kansai-*ben* etwa wurde nicht zuletzt durch Comedians und *manzai-shi* wie Akashiya Sanma, Shōfukutei Tsurube oder etwas später Matsumoto Hitoshi und Hamada Masatoshi für viele Japaner zum Inbegriff der Sprache der TV-Spaßmacher. Auch Tamori, der aus Fukuoka stammt, baut immer wieder (allerdings anders als seine aus Kansai stammenden Kollegen längst nicht immer) Dialekt in seine Sprache ein. Aus Dramen, Fernsehwerbungen und Sprechgewohnheiten von TV-Comedians entstanden auch viele aus Dialekten entlehnte Modewörter bzw. „Sprüche“. Trotz der Kurzlebigkeit vieler solcher Modeausdrücke konnte besonders unter Jugendlichen nun Dialekt auch ein sprachliches Accessoire sein, also etwas „Cooles“ (Satake 2003:48–50). Ein Beispiel dafür ist *Urusē yatsura*, durch dessen Anime-Version (1981–1986) etwa *-datcha* (was wie Sendai-*ben* klingt) unter Mittelschülern zum Modewort wurde.

Wenn nun der (Comedy)-*enka*-Sänger Yoshi Ikuzō 1984 in seinem Hit *Ora Tōkyō sa igu dā!* (Ich geh nach Tōkyō!) als jemand, der selbst in Aomori aufgewachsen ist, sich über ein ländliches Aomori,

in dem es keinen Strom, kein Gas, keine Autos und auch sonst nicht viel gibt, in einem auf allgemeine Verständlichkeit hin getrimmten *zūzū-ben* lustig macht, stellt sich die Frage, wofür dies eher steht: Den Opportunisten, der die nach wie vor existierenden Klischees ausnutzt, indem er sich selbst zum Witz macht (wie es schon fast 20 Jahre früher vom ebenfalls aus Aomori stammenden Terayama Shūji kritisiert wurde), den Ankläger, der die Leute so mit ihren eigenen Vorurteilen konfrontiert, oder schlicht den Befürworter eines humorvollen Umgangs mit dem Thema, und somit eine entspannte Situation, in der die einstige Realität des *hyōjungo*-Komplexes schon so weit verdaut scheint, dass man in Dialekt „ich geh nach Tōkyō, dort werd ich reich, und dann kauf ich mir dort Kühe!“ singen kann, ohne an alten Wunden zu rühren. Aus den Massenmedien jedenfalls scheint Dialekt heute nicht mehr wegdenkbar, wenn auch innerhalb klarer Verwendungsmuster (Ishino 1986: 311–315). Lokale Sender produzieren auch alltägliches Programm in der lokalen Varietät; in den Zeitungen wird über Dialekt wenn überhaupt, dann nur noch neutral oder wohlwollend berichtet.

Ist der Dialekt-Komplex also als Thematik abgehakt? Dem Eindruck nach zu urteilen, den Medien und Literatur vermitteln, scheint es so. In Gesprächen mit in den 1970er und 1980er Jahren geborenen JapanerInnen wurde mir allerdings immer wieder erzählt, dass sie als Kinder mitunter große Probleme hatten, wenn sie von den Provinzen an eine Tōkyōter Schule kamen.

Auch im Universitätsalter scheinen viele zum Studieren in den Großraum Tōkyō gekommene Jugendliche das Gefühl zu haben, Tōkyō-Japanisch

sprechen zu müssen, um nicht in einem sozialen Umfeld herauszustehen, wo „Auffallen“ nach wie vor nicht unbedingt positiv konnotiert ist. Hier allerdings stellt sich die Frage, inwiefern solche Probleme an der Schule schlicht mit dem Wechsel in ein neues Umfeld einerseits und der Gruppendynamik in japanischen Schulklassen andererseits zu tun hat, wo Neuankommlinge sich leicht in der Rolle des *ijimerarekko* (Gehänselten) wiederfinden. Auch bei Studierenden und jungen Erwachsenen könnte das Gefühl, seinen Dialekt verbergen zu müssen, eher ein subjektiver Ausdruck des Bedürfnisses bzw. Druckes sein, sich sprachlich an die Mehrheit und das Umfeld anzupassen, als eine Folge von tatsächlich erlebter Ablehnung. Hierzu ist mir leider keine neuere Studie bekannt; weitere Forschung in diese Richtung würde hier sicherlich interessante Einblicke ermöglichen.

In jedem Fall unterscheidet sich die Bubble- und Post-Bubble-Generation von ihren Eltern und Großeltern durch die Tatsache, dass sie als Vertreter der eingangs angesprochenen multilingualen Generation kaum mehr Probleme haben, sich in bestens verständlichem Standardjapanisch auszudrücken, ohne ihren Regionalakzent allzu sehr durchscheinen zu lassen, und manche dies umgekehrt sogar absichtlich tun, um ihre Individualität zu betonen.

Anmerkungen

- 1 Namentlich die lokale Varietät, der „Neo-Dialekt“, die lokalen (regionalen) Varianten der Standardsprache und schließlich Standardjapanisch, wobei zwischen diesen Stilen bzw. Varietäten je nach Umfeld und Gegenüber fließend gewechselt wird (vgl. hierzu Inoue 1983, 1985).
- 2 Miyake gehörte der Gesellschaft Kana no kai (gegründet 1883) an, die sich um die Verwendung von Hiragana als alleinige Schrift bemühte. *Kana no shirube* war ihr Veröffentlichungsorgan.
- 3 Ein Argument, das mit der Expansion Japans und der Sprachpolitik in den Kolonien zusätzliche Bedeutung gewann
- 4 (1867–1937) Linguist. Der Name Kazutoshi (萬年) wird in Zeitungsartikeln aus der Meijizeit auch als „Mannen“ wiedergegeben. Er gilt als einer der ersten nach westlicher Methodik forschenden japanischen Linguisten und als Begründer der komparativen Linguistik in Japan (OIL o.J: #Ueda).
- 5 Nach Ende des Krieges gab es eine zweite Welle von *hōgenfuda*, diesmal ironischerweise ausgehend von Eltern und Lehrern besonders der entlegeneren Inseln (Miyako, Ishigaki, Yonaguni), die sich Sorgen um die Zukunft ihrer Kinder machten, wenn diese zum Arbeiten nach *yamato* (die japanischen Hauptinseln) gingen, ohne das dortige Japanisch zu beherrschen (*Ryūkyū shinpō* vom 18.03.2009)

- 6 Bis auf eine Festnahme und Befragung (mit sofortiger Freilassung) durch die Präfekturpolizei bei seinem zweiten Besuch in Okinawa.
- 7 Die Tatsache, dass die Amami-Ōshima-Inseln, wo eine Ryūkyū-Varietät gesprochen wird, verwaltungstechnisch zu Kagoshima gehörte (bzw. immer noch gehört), mag der Grund dafür sein, dass in Zusammenhang mit *hōgenfuda* auch immer wieder Kyūshū erwähnt wird.
- 8 Telegramme wurden natürlich als Silben übermittelt und in Katakana ausgegeben; Verwechslungen und Missverständnisse durch Homophone scheinen öfters vorgekommen zu sein.
- 9 Die Sorge um das Verschwinden der Dialekte bzw. Dialeksterben ist ein Nebendiskurs, der seit etwa dieser Zeit bis in die Gegenwart immer wieder aufflackert, auf den ich hier allerdings nicht eingehen möchte, da er meiner Meinung nach zum Diskurs um Multilingualität und „neue Dialekte“ gehört.
- 10 *Kyōtsū* kann man ja in *tomo ni tsūjiru* zerlegen, also in etwa „gemeinsam verstehen“ => „gegenseitig verstehen“.
- 11 Genaugenommen müsste man, meint Ozaki, von *hyōjungo konpurekkusu* sprechen, da in den anderen im Japanischen üblichen Konstruktionen mit *konpurekkusu* das Objekt angeführt wird, demgegenüber das Gefühl der Minderwertigkeit gilt, etwa *eigo konpurekkusu* (Englisch-Komplex), *gaijin konpurekkusu* (Ausländer-Komplex) (vgl. Ozaki 1991: 41; Katō 1983: 28).
- 12 Geprägt wurde er durch den berühmten Linguisten Shibata Takeshi, der in seinem Werk *Nihon no hōgen* (1958) den Begriff einführt und definierte.
- 13 Der Aussage ist ein „(笑)“, also „(lacht)“ angefügt
- 14 Im japanischen Original in *Akita-ben* geschrieben; hier mit Wienerisch übersetzt, um den Kontrast anzudeuten.
- Kaga Yasushi (1969): „Hōgen konpurekkusu“, *Gengo seikatsu* 210, 38–42.
- Lange, William De (1998): *A History of Japanese Journalism*. Richmond: Curzon/Japan Library.
- Lone, Stuart (2000): *Army, Empire, and Politics in Meiji Japan*. New York: Palgrave Macmillan.
- Kyōgoku Okikazu (1993): *‘Kokugo’ to wa nani ka*. Tōkyō: Tōen-sha.
- Mizumura Minae (2009): *Nihongo ga horobiru toki*. Tōkyō: Chikuma shoin.
- Ōgiya Shōzō u. a. (1969): „Wagahaha no kotoba ‘tōhoku-ben’ (kōza-kai)“, *Gengo seikatsu* 210, 2–16.
- Ogoshi Naoki (1991): „Nihongo kyōiku to hōgen“, Sanada Shinji und Tokugawa Masamune (Hg.): *Shin-hōgengaku o manabu hito no tame ni*. Tōkyō: Seikaishisō-sha, 231–241.
- Oguma Eiji (1995): *Tan’itsu minyoku no shinwa no kigen*. Tōkyō: Shin’yō-sha.
- Ono Masahiro (2010): „Ueda Kazutoshi nenpu“, *Homepage von Ono Masahiro* (<http://www.kisc.meiji.ac.jp/~wonomasa/data01.htm> | 18.09.2010).
- Ozaki Yoshimitsu (1991): „Nihongo no bariēshon“, Sanada Shinji und Tokugawa Masamune (Hg.): *Shin-hōgengaku o manabu hito no tame ni*. Tōkyō: Seikaishisō-sha, 30–47.
- Ōyama Hiroshi u. a. (Hg.) (1911): *Akita-ken hōgen on’in oyobi kōgo-hō*. Akita: Akita-kenritsu Akita chūgakkō kōyū-kai.
- Nakashima Kenzō u. a. (1963): „Kinjirareta kotoba no haikai“, *Gengo seikatsu* 5/1963, 2–13.
- Sanada Shinji (1991): „Nihongo no bariēshon“, Sanada Shinji und Tokugawa Munemasa (Hg.): *Shin-hōgengaku o manabu hitotachi no tame ni*. Tōkyō: Sekaishisō-sha, 12–29.
- (2000): *Datsu hyōjungo no jidai*. Tōkyō: Shōgakkān.
- Sanada Shinji und Tokugawa Munemasa (Hg.) (1991): *Shin-hōgen o manabu hito no tame ni*. Tōkyō: Sekaishisō-sha.
- Satake Hideo (2003): „Dorama to ryūkō-go“, *Nihongo-gaku* 22, 44–53
- Shibata Minoru (2001): „Hōgen e no aichaku ishiki“, *Nihongo-gaku* 20, 34–43.
- Shimino Masaaki (1991): „Nihon no kokugo seisaku to hōgen“, Sanada Shinji und Tokugawa Masamune (Hg.): *Shin-hōgengaku o manabu hito no tame ni*. Tōkyō: Seikaishisō-sha, 211–230.
- Sugimura Takao (2003): „Dorama no naka no hōgen“, *Nihongo-gaku* 22, 80–85.
- Tōjō Misao (1941): „Hōgen“, Tōjō Misao u. a. (Hg.): *Kokugo gairon-hen*. Tōkyō: Asahi Shinbun-sha, 261–279.
- Tsurumi Shunsuke (1976): *Yanagi Muneyoshi*. Tōkyō: Heibonsha.
- Ueda Kazutoshi (1897): *Kokugo no tame*. Tōkyō: Toyama-bō.
- Yamada Takao (1941): „Kokugo to wa nanzo ya“, N.N. (Hg.): *Kokugo gairon-hen. Kokugo bunka kōza* 2. Tōkyō: Asahi Shinbun-sha, 1–19.
- Yasuda Toshiaki (2000): „Atogaki“, Sanada Shinji: *Datsu-hyōjungo no jidai*. Tōkyō: Shōgakkān, 215–220.